

Der Fernseher im Hof

Alltagsepisoden aus dem malischen Bamako



■ Noch liegt alles in morgendlicher Ruhe; bald herrscht wieder quirlige Lebendigkeit. Der Innenhof ist Hauptaufenthaltsort der Großfamilie.

täglichen Anblick in Bamakos Straßen. Obwohl Mali ein islamisches Land ist, enthüllen Mütter hier viel unverkrampfter ihre Brüste zum Stillen als bei uns. Ich muss schmunzeln, als ich versuche, mir eine solche Szene in der Frankfurter U-Bahn vorzustellen.

»Iss mit uns« –
»Na dumuni ke«

Am Unabhängigkeitsdenkmal steige ich aus und biege in die mir so vertraute Seitenstraße ein, in der meine Freundin Mariam lebt. Mich der Wohnung nähernd, kommen mir auch schon die ersten Kinder entgegen, die mich freudestrahlend in den Innenhof geleiten. »Guten

Mit leichtem, fast beiläufigem Heben meiner Hand mache ich mich bemerkbar, und schon hält der heranbrausende Soutrama am Straßenrand, wirbelt noch eine Wolke Staub auf und lässt mich einsteigen. Das unauffällige Zeichen mit der Hand habe ich mir bei den anderen Leuten abgeschaut. Noch vor einigen Wochen versuchte ich, wild mit den Armen fuchtelnd, die kleinen grünen Busse des öffentlichen Verkehrsnetzes Bamakos auf mich aufmerksam zu machen. Nun dränge ich mich zwischen zwei kräftige, in klassisch-afrikanisch schrill-bunt gekleidete Frauen, die sich in mir immer noch ungewohnter Stimmgewalt leidenschaftlich über den Fahrer des Busses beschwerten: Er war so schnittig gefahren, dass die Transport-Schüsseln vom Markt zwischen ihren Füßen umkippten.

Noch immer gehen mir die Gespräche mit Rokia durch den Kopf. Sie hat in Bamako Sozialanthropologie studiert und ist meine malische Partnerin für die Lehrforschung. Heute Vormittag haben wir gemeinsam die Interviews übersetzt, die wir in den vergangenen Tagen geführt haben. Über der Arbeit sind wir ins Plaudern gekommen, und ich erzähle ihr von meiner Familie und meinem Leben in Frankfurt. Sie ist völlig entsetzt, als sie erfährt, dass meine Eltern in einer anderen Stadt leben und dass ich zum Studium allein nach



Bamako ohne die grünen Soutramas? – Undenkbar. Die kleinen Busse gehören zum alltäglichen Stadtbild auf Bamakos Strassen.

Frankfurt gekommen bin. »Und wer kümmert sich um deine Eltern, wenn sie krank sind?« Rokia, 30 Jahre alt, ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann in einer eigenen Wohnung. Dennoch ist sie zwei bis drei Mal pro Woche dafür verantwortlich, für die Großfamilie zu kochen. »Soziale Verantwortung zu übernehmen, gehört bei uns zu den wichtigsten Aufgaben im Leben.«

Lautes Hupen reißt mich aus meinen Gedanken. Der Soutrama poltert über die Straßen, und ich bemerke, dass ein Baby meine Blicke fesselt, das zufrieden an den Brüsten meiner Nachbarin saugt. Stillende Mütter gehören zum all-

Tag« – »Aw ni wula« – »Nsé«. Freundlich schallen die Nachmittagsgrüße über den Innenhof, und ich bin froh, neben dem sonst in Mali üblichen Französisch auch ein wenig Bamana gelernt zu haben. Besonders für die gern ausgedehnt angewendeten Begrüßungsformeln ist es sinnvoll, sich mit der neben Französisch meistgesprochenen Sprache vertraut gemacht zu haben; dies wird in aller Regel freudig begrüßt – auch wenn Satzkonstruktionen, die über das einfachste Niveau hinausgehen, schwer fallen und zur allgemeinen Erheiterung beitragen. Gerade lässt sich Mariam mit ihrer Mutter und ihren Schwes-



Gewaschen wird von Hand; da arbeitet es sich leichter, wenn man gemeinsam anpackt.

tern auf den kleinen Hockern um die große Schale mit Reis nieder. »Iss mit uns« – »Na dumuni ke«. Ich habe zwar keinen Hunger, da Rokia mich bereits zum Essen eingeladen hat. Dennoch nehme ich ein, zwei Hände voll Reis zu mir. Nach malischen Benimmregeln ist es unhöflich, eine Einladung zum Essen auszuschlagen.

Anschließend sitze ich mit Mariam auf dem Bett in ihrem hellblau getünchten, spärlich eingerichteten Zimmer. Die Nachmittagshitze drückt schwer, und wir fächern uns gegenseitig kühle Luft zu, während Mariams 4-jährige Cousine, von der Hitze erschöpft, friedlich neben mir eingeschlummert ist. Ich lasse meinen Blick durch die offene, mit einer weißen Gardine verhängte Tür schweifen, durch die eine viel zu leichte Brise ins Zimmer weht.

Draußen bekommt die kleine Bato neue Zöpfchen geflochten und sitzt geduldig zu Füßen ihrer Tante. Selbst die immer tüchtige Aishata lehnt sich im Schatten eines aufgespannten Tuchs zurück und gibt sich mit dem leise vor sich hindudelnden Radio auf ihrem Schoß der nachmittäglichen Lethargie hin.

Ich kenne diese Familie seit meiner ersten Reise nach Mali, die ich bereits 2004 unternommen habe. Durch Zufall habe ich damals Mariam kennen gelernt, wir verstanden uns sofort, und sie nahm mich mit hierher zu ihrer Familie, bei der ich auch wohnen konnte. Auch nun, während meines zweiten Aufenthalts in Mali, verbringe ich so viel Zeit wie möglich bei »meiner« Familie. Mariam hat selbst nicht studiert, da ihre Familie nicht genügend Geld hat, dennoch können

mich wenige Menschen besser bei der Forschung unterstützen als sie. Das Leben in der Großfamilie ermöglicht mir einen unmittelbaren Einblick in den malischen Alltag mit all seinen Freuden und Sorgen – Erfahrungen, die ich nun in den Gesprächen mit Rokia ganz anders reflektieren kann, als ich es damals alleine habe tun können. Die Gespräche mit Rokia sind mir im Laufe der Forschung unabdingbar geworden. Sie hilft mir, über das Erfahrene nachzudenken und es in Kontext zu setzen. Vieles von dem, was ich beobachte und erlebe, erschließt sich mir erst in den Gesprächen mit ihr.

Treffpunkt am Abend: Der Fernseher im Hof

Der erste Aufenthalt in »meiner« Familie hat mich zu meinem jetzigen Forschungsthema geführt. Ich erinnere mich noch genau, als sich Mariam und die anderen Frauen in freudiger Erwartung um den im Hof platzierten Fernseher geschart



Melanie Gärtner alias Maimouna Coulibaly: Anpassung ist nicht nur ein einseitiger Prozess, den Forschende zu leisten haben. In Mali werden Gäste integriert, indem sie einen malischen Namen bekommen – oder, indem auch ihre äußere Erscheinung afrikanisiert wird.



Kommunikation ist ein zentraler Bestandteil des Lebens: Bei den Vorbereitungen für das Abendessen werden alltägliche Ereignisse – und auch die Geschehnisse der letzten Folge der Seifenoper – diskutiert.

hatten, um mit der allabendlich ausgestrahlten argentinischen Telegenovela mitzufiebern. Es hat mich absolut irritiert, mit welcher Leidenschaft und welchem Mitgefühl die Blicke meiner Freundinnen auf die Abbilder der schlanken, langhaarigen weißen Frauen geheftet waren. Die Frage, wie meine Freundinnen die in der Soap-Opera dargestellte Welt mit ihrer eigenen Lebensweise in Zusammenhang brachten, ist schließlich zur Kernfrage meiner Forschung geworden.

Forschen im Team – Frankfurter Studierende in Mali

Ethnologen erforschen menschliche Gesellschaften in ihren unterschiedlichen Lebensformen und Denkweisen. Begeben sie sich zur Forschung in ihr Feld, lernen sie die Lebenswelt einer anderen, vermeintlich exotischen Gesellschaft als genauso vom Alltag bestimmt kennen wie die eigene. Doch gelten in diesem Alltag andere soziale und kulturelle Regeln, die einem die Kulturbedingtheit des vermeintlich Selbstverständli-



Teampartnerinnen aus zwei Kulturen: Die beiden Ethnologie-Studentinnen Kathrin Schreivogl und Fatim Maiga beschäftigten sich mit der Bedeutung von Museen für die ländliche Bevölkerung in Mali. Im pittoresken Felsmassiv des Dogonlandes wurden in den vergangenen Jahren zum Beispiel unter Anleitung des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) zwei Museen errichtet, die dazu beitragen sollen, ein Bewusstsein für den Erhalt der künstlerischen Traditionen der Dogon zu schaffen.

Die Autorin

Dr. Ute Röschenthaler (46) begleitete zusammen mit Prof. Dr. Mamadou Diawara [siehe Anne Hardy »Den Austausch zwischen Nord und Süd fördern«, Seite 79] die gesamte Lehrforschung. In Mali arbeitete sie zum Thema »Werbung und Veränderung des Lebensstils«. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Historische Ethnologie der Universität Frankfurt und arbeitet an einer Habilitation zur Verbreitung von Kultur im Cross River-Gebiet von Kamerun und Nigeria.

chen vor Augen führen und oft ein gehöriges Maß an Toleranz abverlangen. Erträglich ist diese Situation am besten mit einer Portion Humor. Bronislaw Malinowski, der gerne als der Begründer der Feldforschung bezeichnet wird, schrieb denn auch, Ethnologie sei eigentlich die Wissenschaft vom Sinn für Humor. Die dafür notwendige reflexive Distanz im Feld lässt nicht nur sich (und die anderen) in extremen Situationen besser ertragen, sie eröffnet auch eine andere, bisher verstellte Sichtweise auf die eigene Gesellschaft und ihre komplexen kulturellen Prozesse. Was passiert nun, wenn – anders als in der üblichen Forschung – nicht nur übereinander geforscht wird, sondern vor Ort Teams beider Kulturen zusammenarbeiten?

Von Februar bis April 2005 reisten sechs Frankfurter Studierende der Historischen Ethnologie nach Mali, um zum ersten Mal im Team mit sechs Maliern zu forschen. Die Lehrforschung wurde unter anderem unterstützt von der Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität, dem International Office der Universität Frankfurt und der Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen; hinzu kam ein angemessener Eigenbeitrag der Studierenden. Drei Semester Vorbereitung schafften die Grundlage für das Vorhaben: Einstieg war ein Überblick über Geschichte, Geographie und Kulturen Malis. Daraufhin diskutierten die Studierenden ihre Forschungsfragen, definierten Projekte, die innerhalb der kurzen Verweildauer umsetzbar waren, und erlernten, auf ihre Pro-

jekte abgestimmt, die methodischen Feinheiten der Feldforschung. So unabdingbar es war, die Verwaltungssprache Französisch fließend zu sprechen, so nützlich erwies es sich, über Grundkenntnisse des Bamana, der hauptsächlichen Verkehrssprache in Mali, zu verfügen, auch wenn nach drei Semestern Sprachkurs die Kenntnisse für Forschungszwecke noch nicht ausreichten.

Die Themen der Projekte spiegeln die Vielfalt des malischen Lebens wider. Vor allem aber sind es Themen von gesellschaftlicher Relevanz, die – ebenso wie die Frage der Armut und des Reichtums – in Mali Stoff für lange und kontroverse Diskussionen lieferten: die lebendige Jugendmusikkultur des Hip-Hop [siehe Foto auf Seite 62], der Umgang von Familien mit Aids-Betroffenen, die Bedeutung der Dezentralisierung für die Bauern, der Nutzen von Museen auf dem Land, Frauen und ihre Identifikation mit den Protagonistinnen von Soap Operas oder die Aufnahme von malischen Arbeitsmigranten, die aus dem Bürgerkrieg in Côte d'Ivoire nach Mali zurückgekehrt waren.

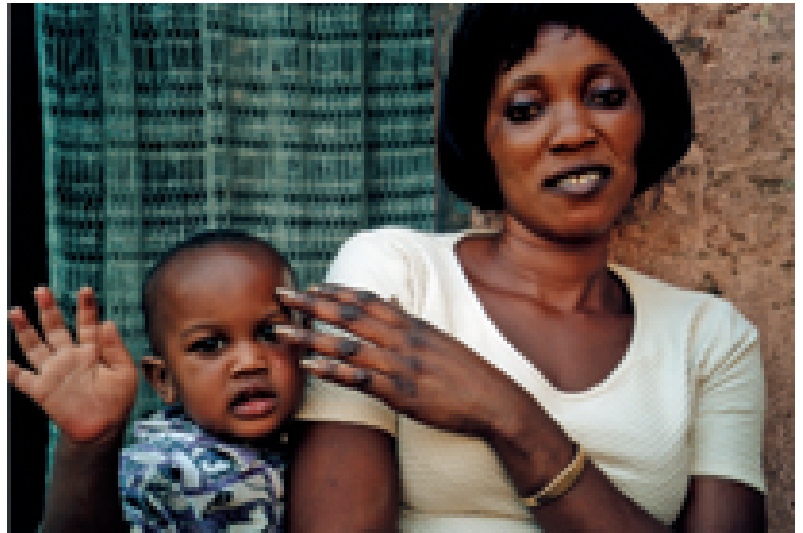
Schnittstelle und Basis für die einzelnen Feldstudien war Point Sud, das Forschungszentrum für lokales Wissen, in der Hauptstadt Bamako. Seit 1997 wird in Point Sud gearbeitet, das unter anderem von der VW-Stiftung und dem Wissenschaftskolleg in Berlin initiiert wurde. Seit 2004 arbeitet Point Sud eng mit der Universität Frankfurt zusammen. Für unsere Lehrforschung organisierte das Forschungszentrum malische Teampartner, die sich für die Themen und die gemeinsame Bearbeitung der jeweiligen Projekte interessierten. Zusammen diskutierten sie die Forschungsfragen, übersetzten sie in eine Alltagssprache, die den malischen Gesprächspartnern verständlich sein würde und arbeiteten während der Feldforschungen zusammen. Später übersetzten und transkribierten sie die Interviews gemeinsam. Das Forschungszentrum Point Sud diente als Treffpunkt zur Diskussion der Erfahrungen und Ergebnisse.

Noch in Bamako organisierten zwei der Frankfurter Studierenden ein überaus erfolgreiches Hip-Hop-Konzert. Zurück in Frankfurt wurden im abschließenden Semester die Ergebnisse ausgewertet und in Abschlussberichten zusammengefasst, geplant ist eine Veröffentlichung. Im Oktober 2005 entstand eine Fotoausstellung, die im Foyer des Hauptgebäudes auf dem Campus Westend und in der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) gezeigt wurde. Fast alle aus dem Team machten ihr Projekt zum Thema ihrer Magisterarbeit, eine Teilnehmerin fand durch die Feldarbeit bereits einen Einstieg in den Beruf. Sie arbeitet bei der GTZ. Die Bilanz zeigt: Das projektorientierte Hauptstudium, mit Lehrforschung kombiniert, vertieft Fachkenntnisse mit eigenen Forschungsprojekten. Dadurch fördert es berufsrelevante Praxiserfahrung und vermittelt gleichzeitig wissenschaftliches Grundlagenwissen; zudem führt es zu zügigeren Studienabschlüssen.

Nähere Informationen im Internet:
www.ziaf.de/Pointsud.htm

Markerschütterndes Keifen schallt plötzlich durch den Hof und reißt uns aus der Siesta. Neugierig eilen Mariam und ich nach draußen. Eine Frau tobte erbost über den Hof und setzt sich zeternd in eine Ecke, um ihrem Ärger am Waschbrett Luft zu machen. »Sie hat Streit mit ihrer Co-Frau«, flüstert Mariam mir vertraulich ins Ohr. In Mali können Männer nach islamischem Recht bis zu vier Frauen heiraten. In Artikeln zum Thema Polygamie in islamischen Gesellschaften Afrikas habe ich bereits gelesen, dass es oft zu Streitigkeiten und Konkurrenz unter den Frauen kommt, wenn es um finanzielle

Auch in einer Großfamilie hat man nur eine leibliche Mutter – aber noch viele andere dazu. Mariam hat selbst kein Kind, aber kümmert sich um das ihrer Cousine wie um ihr eigenes.



Wie sieht ein Flüchtling, der aus dem Bürgerkriegsgebiet in der Côte d'Ivoire nach Mali flieht, weil dies die Heimat seiner Eltern ist, seine Zukunft? Die Frankfurter Ethnologie-Studentin Dörte Rompel, die 2005 mit fünf Frankfurter Studierenden in Mali forschte, interviewte den »Heimkehrer« in Sikasso im Süden Malis nahe der Grenze zur Côte d'Ivoire.

Mittel oder die Aufmerksamkeit des Mannes geht. »Sie ist nicht damit einverstanden, dass die andere Frau so viel Geld für ihre Kinder beansprucht.« Mariam plaudert aus dem Nähkästchen. Die junge Frau, die so wütend ist, heißt Fanta und ist 25 Jahre – wie ich. Schon als junges Mädchen hatte sie ihre Eltern verloren. Ihr 20 Jahre älterer Cousin bot sich an, sie zu ehelichen. Und ihr blieb widerstrebend nichts anderes übrig. Für ein junges Mädchen ist es undenkbar, sich alleine durchzuschlagen, der schützende Rahmen einer Familie ist unabdingbar. Obwohl ihr Mann bereits eine Frau hatte und sie somit Zweitfrau wurde – ein Status, mit dem sich keine malische Frau gern schmückt – war sie durch die Hochzeit wieder in einen Familienverband integriert. Da Fantas Mann der Halbbruder von Mariams verstorbenem Vater war, holte Mariams Mutter die beiden zu sich auf den Hof, nahm Fanta an

ihre Seite und half ihr über die ersten schweren Jahre hinweg. »Anfangs war sie sehr unglücklich«, erzählt Mariam, »sie liebte ihn nicht. Aber nun ist sie zufriedener. Sie hat ein Kind bekommen, das sie über alles liebt und hat sich mit ihm arrangiert.« Ich erinnere mich an das, was Rokia mir zu den romantischen Szenen der Telenovelas sagte: »Hier in Mali hat man den Eindruck, dass für die weißen Frauen Liebe eine viel größere Bedeutung hat. Romantische Liebe gibt es hier zwar auch, aber die meisten betrachten Heiraten eher unter dem pragmatischen Gesichtspunkt.«

Unabhängigkeit trotz enger Familienbande?

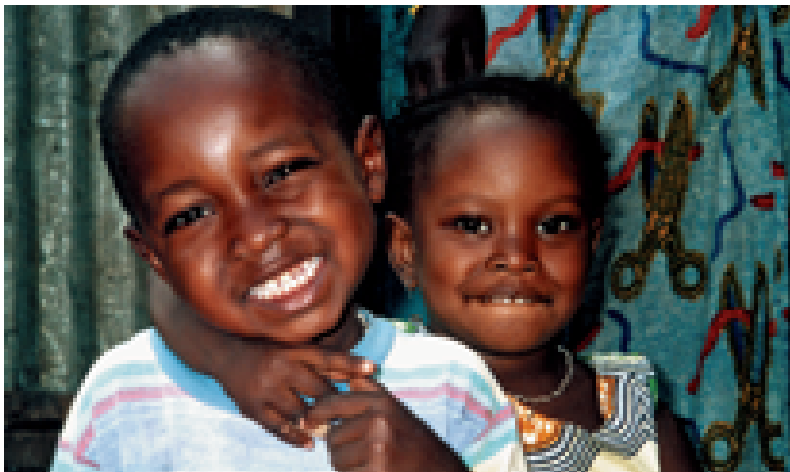
Meine Freundin Mariam ist Ende zwanzig und nicht verheiratet – selbst im urbanen Raum eher ungewöhnlich. »Ich habe gar keine Lust zu heiraten, das interessiert mich nicht. Alles was ich will, ist meinen

Weg gehen, Geld verdienen und damit meiner Familie helfen. Dazu brauche ich keinen Mann.« Mariam hat so gut wie keine Schulbildung, hat sich aber handwerklich ausbilden lassen: Sie webt und färbt traditionelle Stoffe und versucht nun, ihren eigenen Textilvertrieb zu gründen. Sie gehört damit zu den wenigen jungen Frauen, die sich etwas Eigenes aufbauen und sich damit von den familiären und ehelichen Strukturen unabhängiger machen. Dennoch geht das Unabhängigkeitsstreben selten so weit, dass es sich gegen die Familie richtet, im Gegenteil. Das Wohl ihrer Familie steht bei Mariam im Mittelpunkt ihres Interesses, ist Motor ihrer Motivation. Alles, was sie verdient, fließt in die Familienkasse. Wenn sie selbst gerade keine Arbeit hat, hilft sie den Schwestern, die auf dem Markt Gemüse verkaufen. Was hat Rokia gesagt? »Soziale Verantwortung zu übernehmen, gehört bei uns zu den wichtigsten Aufgaben im Leben.«

Wenn Mariams Schwestern keine Hilfe benötigen, hütet sie das Kind ihrer Cousine. Diese kommt nur selten nach Hause, da sie als Hausmädchen in einem der besser gestellten Haushalte in Bamako arbeitet. Das ist nicht unüblich – jede Familie, die es sich irgendwie leisten kann, beschäftigt ein oder zwei junge Mädchen als Haushaltshilfe.

Hausmädchen – eine Brücke nach Südamerika

Rokia sieht darin übrigens einen Grund für den großen Erfolg der Telenovelas. Die Protagonistin selbst ist auch ein Hausmädchen in einem reichen Haushalt und somit – trotz



Ein strahlendes Lächeln unter strahlender Sonne: Die Kinder sorgen im Hof für Aufregung und gute Laune.

Seitdem sitzt sie selbst daneben, wenn die Serie läuft, um den Kindern alles Missverständliche erklären zu können.

Es ist dunkel geworden. Die Frauen versammeln sich um den Fernseher, den Tante Oumou in den Hof gestellt hat. Auch ich ziehe ganz gespannt ein Schemelchen heran. In der letzten Folge hat sich die Heldin wieder mit ihrem Freund verhöhnt. Wird es heute zu einer Kusszene kommen? Neugierig fiebere ich vor allem den Erklärungen entgegen, die die alte Mutter den Kindern geben wird und freue mich

der gewaltigen kulturellen Unterschiede zu den malischen Zuschauern – Identifikations- und Projektionsfigur. Selbst Mariams alte Mutter findet die Heldin der Serie sympathisch: Sie mag die Art, wie diese sich für ihre Freunde und für die ungerecht Behandelten einsetzt. Das deckt sich mit dem Prinzip der sozialen Verantwortung. Doch nicht alles, was die Damen der Serie tun, wird so positiv aufgenommen. In einer der letzten Folgen hat sich die Heldin mit ihrem Freund gestritten: lauthals und mit lateinamerikanischem Temperament – eine Verhaltensweise, die völlig von den malischen Normen abweicht, da sie den Respekt vor Älteren und vor dem Ehemann verletzt. Szenen wie diese haben schon zu heftigen Diskussionen unter den Frauen geführt. Mariam ist eine derjenigen, die die Heldin der Telenovela begeistert anfeuert, auch wenn sie sich als Malierin nie so verhalten würde.

Die Autorin

Melanie Gärtner, 25, studiert Historische Ethnologie und Germanistik in Frankfurt und schreibt in diesem Jahr ihre Magisterarbeit, die sich aus der Lehrforschung in Mali entwickelt hat.



T-Shirt aus der Boutique kombiniert mit afrikanischem Stoff? Kein Problem. Güter des Westens werden nicht »einfach so« angenommen, sondern nach eigenem Geschmack umgestaltet und in Beziehung zu regionalen Vorlieben gesetzt.

Fanta hingegen hat ihrer kleinen Tochter schon verbieten wollen, die Serie mitzuschauen – aus Angst, es könnte ihre Erziehung verderben. Mariams Mutter hat den Hausseggen aber wieder herstellen können, indem sie Fanta versichert, dass solche schlechten Beispiele gerade gut sein können, um den Kindern eigene kulturelle Werte zu erklären.

insgeheim schon darauf, Rokia davon zu erzählen. Die vertraute Titelmelodie erklingt, steigt empor und nimmt sie mit, die Träume und Sehnsüchte der Jungen und der Alten, hoch in den rauchgeschwängerten Nachthimmel Bamakos, wo sie sich mit meinen treffen – und vielleicht auch mit den Träumen argentinischer Mädchen. ♦



Fans der Hip-Hop-Szene: Ein HipHop-Konzert mit drei Tanzgruppen und über hundert Künstlern, die ihre Songs präsentierten, organisierten die beiden Frankfurter Studentinnen Imke Schulte-Löbber und Lena Kroeker während der Lehrforschung in Bamako. Der Deutsche Entwicklungsdienst (DED), die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) und zahlreiche lokale Nichtregierungsorganisationen unterstützten das Konzert. Mit dem Motto »Lida gegen Sida« wollten die Musiker und die Organisatorinnen die Öffentlichkeit für das Thema Aids sensibilisieren.